

Janacek: Jenufa

Theater Erfurt, Premiere 13.3.2004

Diese "Jenufa" passt in das neue Opernhaus von Erfurt. Nicht nur, weil es sich im Janacek-Jahr so gehört, **weil Karl Prokopetz mit dem Philharmonischen Orchester vor allem dem emotional Melodischen der Musik sensibel auf der Spur ist** und zwei fabelhafte Protagonistinnen zur Verfügung stehen. Neben der mit wachsender Eindringlichkeit und aufleuchtender Emphase die Selbstfindung Jenufas glaubhaft machenden Yveta Matyasova ist es vor allem die mit Hedwig Fassbender endlich einmal "groß" besetzte Küsterin. Mit ihrer konzentrierten, mühelos auffahrenden Eloquenz rückt sie diese tragische Figur auch stimmlich in das Zentrum, in die es die hier oftmals zum Einsatz kommenden "Stars von gestern" meist nur noch darstellerisch wirklich überzeugend schaffen.

Diese "Jenufa" passt vor allem auch deshalb in dieses neue Haus, weil es keine historische Nacherzählung einer hundert Jahre alten, dörflichen Gruselstory aus dem Mährischen ist. Der als Opernregisseur debütierende Peter Hailer (48) riskiert die szenische Befragung vom Ende des zwanzigsten Jahrhunderts her und zeigt im Ganzen überzeugend, dass diese Geschichte auch jenseits der voremanzipatorischen dörflichen Borniertheit noch funktioniert. So gibt es die idyllische Mühle mit Wasserrad nur als abgestelltes, verpacktes Ölbild in der Lagerhalle irgendeines Betriebes, zwischen Paletten mit eingeschweißten Wasserflaschen, Regalen, Plastikvorhängen und Aktenkartons. Unter dem hochgefahrenen Galeriegang fährt da auch schon mal ein Gabelstapler durch die Szene. Ohne sich auf einen regionalen Bezug allzusehr festzulegen, könnten es die achtziger Jahre in einer mährischen Kleinstadt sein. In dieser verunsichernden Stagnation bleiben jedem Einzelnen vor allem seine Lebensträume: Für Jenufa heißt der, gegen alle Vernunft, der "schöne" Stewa (Dimitar Tenev); für den zu kurz gekommenen, aber "guten" Laca (mit wachsender Eindringlichkeit: Luis Rodriguez) wiederum heißt der Traum Jenufa; für die Küsterin schließlich heißt der: "Mach nicht den gleichen Fehler wie ich!".

Wenn dann das Verhängnis seinen Lauf nimmt, bleibt es auch im szenischen Durchgriff auf die Gegenwart nachvollziehbar: in der Leichtfertigkeit des Umgangs der jungen Leute miteinander; in der Anmaßung der wie eine zupackende Unternehmerin daherkommenden Küsterin und vor allem in der Selbstfindung und Entwicklung Jenufas. Im zweiten Akt ist die Enge ihrer Behausung in die trostlose Weite der leergeräumten Bühne projiziert - eine Stehlampe und ein Sofa, mehr gibt es da nicht. Und mehr ist auch nicht nötig als Rahmen für die Selbsterniedrigung der Küsterin, als sie auf Knien versucht, Stewa dazu zu bewegen, Jenufa doch noch zu heiraten.

Als die dann (ohne Kind und wieder frei) mit ihrer zweiten Wahl Laca "versuchen" will, vielleicht doch noch in einem "normalen Leben" anzukommen, platzt mitten in die zum Feiern hergerichtete Lagerhalle die Nachricht vom Auftauchen des toten Babys. Die Küsterin, die seit ihrer Tat sichtlich an Leib und Seele Schaden genommen hat, nimmt die Schuld auf sich, als sich der Chor wie eine schwankende Wand bereits bedrohlich auf Jenufa zubewegt. Laca stellt sich auch da vor Jenufa, doch der verzweifelten Küsterin kann er nicht verzeihen.

Zum Finale gibt Janacek mit dem "trotz allem"-Bekennnis Lacas zu Jenufa der Liebe vor allem musikalisch eine Chance. Zu den letzten Klängen löst sich der konkrete Raum vollends auf - die Wände der Halle verschwinden in Richtung Schnürboden, und die beiden nehmen auf einem Sofa bürgerlicher Lebensvernunft Platz. Der sichtbare Abstand zwischen ihnen kann wohl nur durch ihren kleinen Sohn, der sich fragend zwischen seine Eltern setzt, gefüllt werden. Vielleicht jedenfalls.

Die "Jenufa" in Erfurt gibt ein szenisches, musikalisches und sängerisches Niveau vor, von dem man dem Haus nur wünschen kann, dass es dort zum Normalfall wird.

Joachim Lange, Zeitschrift "Opernwelt", Mai 2004